



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haape, W.: Von unserer lieben Muttersprache

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

tut und redet, wie er sich kleidet und bewegt, ja selbst wie er denkt und fühlt, an feste kanonische Satzungen gebunden ist, geht dem Individuum oft jede Individualität verloren, während es andererseits wohl kaum eine schärfer ausgesprochene Volksindividualität gibt als die chinesische. Das eine ist eben die Folge des anderen ...



Von unserer lieben Muttersprache

Von W. Haape in Baden-Baden



an will bemerkt haben, daß die Deutschen, sonst so gemüthliche und friedliche Leute, leicht in die Hitze geraten und unter Umständen sogar grob werden können, wenn sie über die liebe Muttersprache streiten. Und sie gibt so viel Anlaß zum Streit! Ich erinnere mich aus meinem Leben, daß zwei mit einander befreundete Rechtsbesessene sich eine Zeitlang schief ansahen, weil sie sich zu scharf darüber gezannt hatten, ob es heißen müsse: „gemäß dem Gesetz“ oder „gemäß des Gesetzes“. So töricht solche Empfindlichkeit ist, so beweist sie doch, daß die Muttersprache uns wichtig ist und uns am Herzen liegt.

Über eine Außerlichkeit, das *Kleid* der Sprache, d. h. über die sogenannte deutsche und lateinische Schrift, gelehrter: über Fraktur und Antiqua, hat man im Reichstage mit demselben Feuer gekämpft wie über die bedeutendsten politischen Fragen, und die vaterländische Erregung hat im Volke nachgezittert. „Deutsche, wahrt eure heiligsten Güter, eure Schrift!“ schallte es von der einen Seite; von der anderen Seite wies man darauf hin, daß die deutsche Schrift aus der lateinischen hervorgegangen ist, daß die meisten Reichsboten ihre Namen lateinisch schreiben, und daß der Deutscheste der Deutschen, Jakob Grimm, lateinisch geschrieben hat. Ein greifbares Ergebnis hat die Verhandlung nicht gehabt; es bleibt beim Alten, und das ist, denke ich, kein Unglück. Die beiden Schriftarten ergänzen einander. Es wird behauptet, unsere Frauenwelt, namentlich die jüngere, bevorzuge die lateinische Schrift mit ihren großen einfachen Zügen. Da es sich um eine Kleidungsfrage handelt, würde das Urteil der Frauen allerdings sehr ins Gewicht fallen!

Die sprachliche Form der einzelnen Wörter ist bekanntlich festgestellt durch die neue Rechtschreibung. Diese ist amtlich; und vor allem Amtlichen hat der Deutsche immer noch eine gewisse Hochachtung, wenn er auch darüber schimpft. Man hat ja auch manches an der neuen Schreibweise auszusetzen, aber man fügt sich im allgemeinen der Vorschrift. Besonders ein Punkt hat vielseitigen Widerspruch hervorgerufen und, wie ich glaube, nicht ohne Grund; es ist die Wiedereinführung der Schreibweise *-ieren* in der Endung der fremden Zeit-

wörter, wie marschieren, studieren usw. Man hatte früher einmal so geschrieben, aber das -ieren war längst abgeschafft. Wir schrieben ohne e studiren, probiren; unsere Soldaten marschirten nach Frankreich, kein Mensch hatte das geringste Verlangen nach dem e. Nun ist es wieder da, wie jener Mann im schwarzen Walfisch zu Askalon, den der Hausknecht um halb vier Uhr zur Tür hinaus- und, nach einem beliebten studentischen Zusatz, um halb neun Uhr wieder hineinwirft. Das e soll die Länge der Silbe andeuten. Aber wir schreiben z. B. mir, dir, ihm, ihr, sie, Herde, Wage, wir sind also nicht folgerichtig. Jedenfalls ist das e überflüssig, und heutzutage, wo die Zeit so kostbar ist, sollte man sich nicht mit Überflüssigem plagen. Das deutsche Volk hat einen glänzenden Beweis seines Gehorsams gegeben, indem es sich dem unterwarf; zur Belohnung möge man bei der nächsten Reform der Rechtschreibung — wir pflegen ja unsere Reformen öfters zu reformieren — den überflüssigen Buchstaben mit aller gebührenden Höflichkeit endgültig an die Luft setzen!

Für die Form der Wörter sind unsere Zusammensetzungen von großer Bedeutung. Die schrankenlose Freiheit, mit der wir die verschiedensten Dinge zusammenkoppeln, ist ein zweischneidiges Schwert; sie ruft manchmal wunderbare Gebilde hervor, die nicht nur den Deutsch lernenden Ausländer, sondern auch den deutschen Leser verblüffen können. Was ist Stilphase? Was ist Sarazene? — Ich nenne diese Wörter, weil sie mir gerade vorkamen. — Denkt man da gleich an eine Phase des Stils und an eine Szene aus Miß Sara Sampson? In einer hübschen Naturschilderung las ich neulich etwas verduzt von den Käzchen der Grauerle. Die Schreibung „Grau=Erle“ hätte mir die Sache klargemacht. Auch mit der vielgenannten Seegelung habe ich mich noch nicht recht befreunden können. Von den bekannten Wortungetümen, wie Motorluftschiffahrtstudien-gesellschaft, will ich nicht sprechen; sie sind schon genügend an den Pranger gestellt worden.

Es ist merkwürdig: unsere Zeit, die doch angeblich zu nichts Zeit hat, hat doch Zeit, sich mit unnötigem Sprachballast zu befassen. Wozu Bahnsteig, da Steig allein genügen und jede Verwechslung ausschließen würde (ich erlaubte mir schon vor Jahren in einer vielgelesenen Zeitung darauf hinzuweisen)? Geradezu unaussprechlich schön ist Bahnsteigsperr; ich möchte wissen, wie Ausländer damit fertig werden. In Süddeutschland begnügten wir uns bisher mit einfachen Hemden, wie die Franzosen mit Chemises; jetzt kommt aus dem Norden das Oberhemd zu uns. Welcher Kulturfortschritt! Was das „Ober“ bedeuten soll, ist mir übrigens nicht klar.

Bei den Zusammensetzungen spielt das „Binde-s“ eine große Rolle, die ich nicht unbeachtet lassen darf.

Das Binde-s! Ist einer, der's nicht kennt,

Das s, das Wörter bindet, Herzen trennt?

Es ist jenes s, das sich in zusammengesetzte Wörter einschleibt. Wir sehen es im Reichstag und im Reichskanzler, im Bezirksamt und im Sitzungssaal,

in der Kriegslust wie in der Friedensliebe, im Kriegsheer, aber nicht in der Kriegführung, im Amtsrichter, aber nicht im Amtmann, im Handwerksmeister, aber nicht im Werkmeister. Das Binde-s hat schon heiße Kämpfe entfesselt. Es hat viele Feinde, aber auch viel Ehre. Große Schriftsteller, voran Jean Paul, und Gelehrte haben sich eingehend mit ihm beschäftigt; der Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins hat ihm im Gewand einer allerliebsten Plauderei eine gehaltvolle Untersuchung gewidmet. Ohne mit diesen Arbeiten wetteifern zu wollen, dürfen wir vielleicht eine kleine Nachlese halten.

Die Gegner des Binde-s wollen es höchstens da zulassen, wo es als Zeichen des Genetivs, des Was-Falles, aufgefaßt werden kann. Staatsmann ist der Mann des Staats, Reichskanzler der Kanzler des Reichs, Bezirksamt Amt des Bezirks usw. Aber Mönchskloster ist doch nicht das Kloster des Mönchs, Freundeskreis nicht der Kreis des Freundes, Gastwirtsverein nicht der Verein des Gastwirts; darum „fort mit dem s!“ sagen dessen Gegner; „es müßte heißen Mönchekloster, Freundekreis, Gastwirteverein“. Am meisten verübelt man es dem s, daß es sich mit Vorliebe an Feminina hängt, die doch den Genetiv niemals auf s bilden, und zwar gerade an die schönsten: Religion, Liebe, Freundschaft u. a. Man sagt: Religionskrieg, Liebeszeichen, Freundschaftsbeweis, als ob es einen Genetiv des Religions, des Freundschafts usw. gäbe. „Fort mit dem s!“ sagen seine Feinde. Einer unserer bekanntesten Schriftsteller hat dem sogenannten „falschen Binde-s“ den Zutritt zu seiner Zeitschrift strengstens verboten; er schreibt z. B. Gattungname, Botschaftrat, Lieblingplatz, und man könnte sich deshalb mit dem Gedanken trösten, daß das Binde-s keine Zukunft hat.

Man hat es humorvoll mit einem frechen Spatz verglichen, der sich überall einnistet. Es erinnert mich an einen Spottvogel; es spottet der Regeln. Jedenfalls ist es ein loser Vogel. Man hat den Satz aufgestellt, daß die Wörter auf er mit wenigen Ausnahmen das Binde-s verschmähen, und daß insbesondere Winter und Sommer s-frei bleiben. In der Tat gibt es nur den Sommertag und die Sommernacht und die Sommerfrische, und „Winterstürme wichen dem Wonnemond“. Endlich eine feste Regel! Aber hörch! da hör' ich den Spottvogel vom nächsten Tannenbaum pfeifen:

Du grünst nicht nur zur Sommerszeit,
Rein auch im Winter, wenn es schneit.

Nach den Forschungen der Gelehrten ist das Binde-s hauptsächlich im niederdeutschen Sprachgebiet heimisch und hat sich erst allmählich nach Oberdeutschland verbreitet. Noch heute gedeiht es am Niederrhein besonders gut. Als Studenten in Bonn machten wir uns manchmal über die Nachtwächter (natürlich nur über diese Bezeichnung) und über die Nachtschellen lustig. Der Amtmann hat kein s, er stammt aus der Zeit vor der s-Flut, aber von Niederdeutschen hörte ich öfter Amtmann, Amtshaus. Wir sagen im Süden Heimatrecht, Heimatschein, Besuchkarte, im Norden scheint Heimatsrecht usw.

vorzuherrschen. „Äckersmann“ als Bezeichnung des Berufs hat ein s, der weitverbreitete Familienname hat aus alter Zeit die Form Äckermann bewahrt. Die Russen haben, wie es scheint, kein Verständnis für das Binde-s; der Name ihrer Hauptstadt, der ja deutsch ist, lautet im Russischen Peterburg, während wir Petersburg sagen, welche Form auch von den Franzosen und Engländern angenommen wurde.

Nicht immer ist das Binde-s ganz willkürlich und launenhaft. Dies zeigt der feine Unterschied zwischen Wassersnot und Wassernot. Wassersnot entsteht, weil zuviel Wasser, Wassernot, weil kein Wasser da ist. Das Wasser nimmt sonst der Regel nach kein s zu sich; z. B. in Wasserglas, Wasserdruck (wo das Wasser als Kraft gedacht ist). Ähnlich ist es mit Feuer: Feuerwehr, Feuerleiter, aber Feuersnot. Ich erklärte mir den Unterschied in folgender Weise: In Wassersnot wie in Feuersnot stehen die beiden verbundenen Wörter in einem tieferen inneren Zusammenhang als z. B. in Wasserglas usw. Das Wasser ist die Ursache der Not, es erzeugt sie durch seine Fluten wie das Feuer durch seine Gluten. Der Genetiv — Wassers, Feuers — macht seinem Namen Ehre; er zeigt sich als richtiger „Genetiv“ (Zeugefall). Bei Wassernot dagegen führt nicht das Wasser, sondern der Mangel an Wasser die Not herbei. Auch in Hungersnot und in „Hungers sterben“ haben wir wohl diesen Genetiv. Man vergleiche auch Liebeleer, Lieblos, dagegen Liebeskrank, Liebestoll (krank, toll durch Liebe); gefühllos, dagegen gefühlseelig.

Das s bei weiblichen Wörtern erscheint vielleicht weniger verwunderlich, wenn man sich an den sächsischen Genetiv im Englischen erinnert, der ja auch bei weiblichen Hauptwörtern Anwendung findet (mother's book). Wir sprechen ja auch wohl von Mutters Buch, Mutters Geburtstag. Bemerkenswert sind auch Genetivformen wie „des Nachts“. Das Binde-s soll aber in der Regel offenbar der Kitt sein, der die Wörter zusammenhält und zu einem Ganzen verbindet. Oft dient es auch dazu, die Aussprache zu erleichtern. Der verehrte Leser möge die Probe machen, indem er z. B. Zukunftsmusik, Unterhaltungsblatt, sehnsuchtsvoll, hoffnungsvoll, Frühlingstag ohne s ausspricht. Es wird dann wohl immer eine fast unmerkliche Pause zwischen den zwei Wörtern entstehen. Hätten wir vokalische Endungen, würden wir wohl klangvollere Bindelaute verwenden. Wo das s störend ist, sollte es beseitigt werden. Wir sagen Arbeitgeber, Arbeitnehmer, warum nicht auch arbeitwillig, arbeitslos, arbeitscheu?

Daß unser Volk sich nach Belehrung über sprachliche Dinge sehnt, beweist der große Erfolg, den Ed. Engels „Deutsche Stilkunst“ (Leipzig, G. Freytag) erzielt hat. Allerdings ist es ein Lehrbuch von besonderer Art; es ist mit Geist, Wissen und Geschmack und dabei auch mit warmem Herzen und frischem Humor geschrieben. An einer erstaunlichen Fülle von Beispielen zeigt es nicht bloß, wie es nicht gemacht, sondern auch wie es gemacht werden soll. Einzelne Bemerkungen, zu denen das Buch Anlaß geben könnte, muß ich mir versagen;

ich möchte mir nur gestatten, in möglicher Kürze auf einen Gegenstand einzugehen, den ich schon vor zwei Jahren in diesen Blättern berührte. Die Fürwörter „welcher“ (Relativ), „derjenige“, „derselbe“ (im Sinne von is), die jahrhundertlang in der deutschen Sprache wohlgeübt waren, sind versemst und sollen vom Leben zum Tod gebracht werden. Statt „welcher“ muß es stets heißen „der“, statt „derjenige“ auch nur „der“, statt „derselbe“ ist nur „er“ oder eine sonstige passende Ausdrucksweise zulässig.

Aber die Verkehrssprache hat sich die so leidenschaftlich bekämpften Wörter bis jetzt nicht nehmen lassen, und es gibt namhafte Germanisten und anerkannt tüchtige Stilisten, die an ihnen festhalten. Wir stehen also wieder vor einer Meinungsverschiedenheit. Möge sie keine allzu heftigen Gemütsbewegungen hervorrufen!

Ich hatte mir seinerzeit erlaubt zu sagen, daß es Fälle gibt, wo jene Wörter noch gute Dienste leisten können. Engel hat gegen „derjenige“, wie es scheint, nichts einzuwenden; er schließt sein Werk mit einem Ausspruch von Goethe, in dem das Wort an betonter Stelle steht. „Welcher“ läßt er unter Bedingungen gelten; er tadelt jene Häufung von der, die, das, welcher man heute so oft begegnet. (Z. B. „Er ist der, der der Nation die Einheit gab.) Er schreibt „die Klarheit, welche die Dunkeln Seichtheit nennen“, nicht „die die Dunkeln“, und führt einen Satz von Schopenhauer als abschreckendes Beispiel an: „Die, die die, die die Buchstaben zählen, für klägliche Köpfe halten, mögen nicht so ganz Unrecht haben.“ Aber „derselbe“ findet keine Gnade vor seinen Augen; er befiehlt es auf acht Seiten seines Buches. Auf die Gefahr hin, ebenfalls in Ungnade zu fallen, muß ich gestehen, daß ich mich von der Verworfenheit und Verwerflichkeit dieses Wortes nicht überzeugen konnte. Unrichtig ist es nicht; es ist bei Grimm mit zahlreichen Beispielen vom fünfzehnten Jahrhundert an belegt. Auch in anderen Sprachen findet sich ein ähnlicher Gebrauch; ich erinnere an das griechische *αὐτός* (selbst, in eigener Person), das im Sinn von „er“ gebraucht wird; das bekannte Distichon von Luktianos tönt mir im Ohr, das zu deutsch lautet:

„Sterblich ist, was Sterbliche haben. Entweder die Dinge
Gehen an uns oder wir gehen an ihnen vorbei.“

αὐτὰ παρηγόμεια heißen die letzten Worte im Urtext.

So finden wir das englische *The same*, das von Hause aus eine engere Bedeutung hat als „derselbe“, im Sinne von „er“ im Amtsstil und im kaufmännischen Stil. Doch das sei nur angedeutet; ich habe ja keine philologische Abhandlung zu schreiben. Vielleicht behandelt einer unserer großen Sprachmeister diese Frage näher, wie es vor kurzem Prof. Behaghel mit der „Welcher“-Frage getan hat.

Allerdings ist „derselbe“ ein etwas umständliches und durchaus prosaisches Wort, aber es ist unter Umständen brauchbar. Ich gebrauche das Wort vielleicht vier- oder fünf Mal im Jahr; aber warum soll ich es mir diese vier- oder fünf Male verbieten lassen? Ist es zu tadeln, wenn ein Bekannter mir über einen Geschäftsmann schreibt: „Ich kenne den Mann schon lange und empfehle Ihnen denselben bestens“? (dies gefiel ihm wohl besser als „ihn Ihnen“.)

Sind folgende Sätze einer gut geschriebenen Zeitung zu tadeln: „Bei der Insel Thasos kamen feindliche Kriegsschiffe an die Küste heran, manövierten längs derselben und fuhren dann weiter.“ „Vor dem Verhör und während desselben hatte er eine große Aufregung an den Tag gelegt“? Kann es jemanden stören, wenn auf einem Konzertprogramm steht: „Während der Vorträge ist der Eintritt in den Saal sowie das Verlassen desselben nicht gestattet“? Bei Goethe, der in „Dichtung und Wahrheit“ recht oft „derselbe“ schreibt, findet sich z. B.: „Der Abgesandte brachte einen schön gedrechselten hölzernen Pokal, mit Pfeffer angefüllt. Über demselben lag ein Paar Handschuhe.“ Goethe hat wohl absichtlich nicht gesagt: „über ihm“; denn man hätte bei „ihm“ eher an eine Person, also hier den Abgesandten, denken können. Auch den Satz von W. von Humboldt: „So wichtig die Geistesfreiheit, so schädlich jede Einschränkung derselben“ kann ich nicht tadelnswert finden. In allen diesen Fällen, die sich leicht noch sehr vermehren ließen, wurde „derselbe“ nicht ohne Grund geschrieben. Die Sätze hätten ja wohl auch anders gefaßt werden können, aber wozu eine andere Fassung suchen, wenn die eine sich bequem darbietet?

Bismarck, den Engel als Stilisten mit Recht sehr hoch stellt, hat in der berühmten Ems'er Depesche das verhängnisvolle Wort gebraucht, indem er schrieb: „Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.“ Das „demselben“ wird (zum Glück für Bismarck!) hier durch den Nachdruck entschuldigt, der in dem Worte liegen soll. Also gibt es doch Fälle, wo es entschuldbar ist! Bismarck hat aber das Wort öfters, nicht nur einzelt, angewendet. Und wie oft findet es sich bei Lessing und anderen! Nach Engel ist „derselbe“ reif zum Abschütteln vom Baum der Sprache. Geschüttelt ist ja schon; warten wir nun, bis es fällt!

Anderere Dinge scheinen mir viel wichtiger und für unsere Sprache geradezu schädlich zu sein, z. B. jene von Engel gebührend gezeißelten Stopf- und Schachtelsätze, denen unsere Wortstellung großen Vorschub leistet. „Die preussische Klassenlotterie wird sich bei der bei der Bevölkerung herrschenden Abneigung nur schwer einleben.“ „Hauptmann F., der sich den von den acht dem Blutbad entronnenen Senegalschützen überbrachten Nachrichten zufolge ohne alle Marschsicherung in unbekanntem Lande bewegt hat, wurde überfallen“ usw. Diese Sätzchen, die sich mir zufällig darbieten, lassen wenigstens ahnen, was auf dem Gebiet des Stopf- oder Wurfstils in unserer lieben Muttersprache geleistet und — gefördert wird. Die Palme gebührt einem Rechtsanwalt für folgendes Klagebegehren (mitgeteilt von Moszkowski): „Das Gericht wolle erkennen, der Beklagte sei schuldig, mir für die von mir für ihn an die in dem von ihm zur Bearbeitung übernommenen Steinbrüche beschäftigt gewesenen Arbeiter vorgeschossenen Arbeitslöhne Ersatz zu leisten.“